

BIBLIOTEKA MUZEUM  
19.132  
KOSZALIN

# Unsere Heimat

## Ulrich von Hutten in Pommern.

Von Albert Raetz-Stralsund.

(Schluß.)

Huttens Schrift hatte nicht den gewünschten Erfolg. Die beiden Löße verloren keineswegs an Ansehen; denn nach wenigen Jahren ist Henning Probst geworden, während sein Vater vom zweiten zum ersten Bürgermeister aufgerückt ist. Die wahrscheinlich nur in wenigen Exemplaren gedruckten „Querefen“ scheinen von ihnen aufgekauft worden zu sein; denn man hat von dieser Schrift Huttens lange Zeit nichts gewußt, und erst im 18. Jahrhundert ist durch Zufall ein Exemplar der „Querefen“ aufgefunden worden.

Die Erlebnisse und Erfahrungen, die ihm sein Aufenthalt in Greifswald gebracht hat, sind von entscheidender Bedeutung für Huttens Werdegang geworden. Sie haben sein dichterisches Talent entzündet. „Die Hebamme von Huttens Geiste war der Jörn“, mit diesen Worten kennzeichnet David Friedrich Strauß die psychologisch interessante Bedeutung der Löß-Episode für Hutten. Und in der Tat: in den „Querefen“ tritt uns zum ersten Male der Huttensche Feuergeist, wie er seinen späteren Dichtungen charakteristisch ist, entgegen. Sie sind das Werk eines echten Dichters, so nativ uns auch manches in ihnen heute anmutet.

Mit leidenschaftlicher Energie zog Ulrich von Hutten von nun an gegen alles Unrecht zu Felde, sei es nun ihm selbst, seinen Freunden, seiner Familie oder seinem Volke zugefügt. Kampf gegen alles Unrecht und für Wahrheit und Recht — wie er sie sah — war seit den „Querefen“ seines Lebens Inhalt und Lösung.

Seinen rastlosen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß Herzog Ulrich von Württemberg, der Huttens Vetter Hans erschlagen hatte, aus seinem Lande verjagt wurde. Nachdem er in Italien, wo er sich studienhalber aufgehalten und auch — von der Not gezwungen — als Landsknecht Kriegsdienste getan hatte, das Treiben der römischen Geistlichkeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, wurde er ein eifriger Anhänger Luthers und warf seinen ganzen mächtigen Einfluß, den er inzwischen durch seine Schriften und Dichtungen erlangt hatte (im Jahre 1517 hatte ihn Kaiser Maximilian in Augsburg mit dem Lorbeerkranz des Dichters gekrönt) in die Waagschale der Reformation.

Während aber für Luther die Hauptsache die religiöse Seite der Reformation war, betonte er besonders die nationale und soziale Seite.

Seiner hohen Aufgabe zuliebe entsagte Hutten allen Bequemlichkeiten des Lebens und rief in ruhelosem Wanderleben seinen ohnehin schwachen und gebrechlichen Körper auf.

Als echt deutscher Mann lehnte er das Angebot des französischen Königs ab, der ihn als Gelehrten und Dichter an seinen Hof ziehen wollte und ihm ein Jahresgehalt von 400 Kronen in Aussicht stellte. Lieber schleppte er, als ihn der Haß der Römlinge nach dem Tode seines Freundes und Beschützers Franz von Sickingen aus dem Reich vertrieb, seinen stehenden Leib nach der freien Schweiz.

Auf der Insel Ufenau im Züricher See verlebte der Märtyrer im Kampfe für Freiheit und

Recht seine letzten Tage, die der Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer in seinem herrlichen Gros „Huttens letzte Tage“ dichterisch verklärt hat. Von manchem seiner ehemaligen Freunde verlassen oder gar geschmäht — so von dem Humanisten Erasmus von Rotterdam — starb Ulrich von Hutten, kaum 35 Jahre alt, im August 1523.

Betrachten wir noch einmal zusammenfassend, welche Bedeutung sein Aufenthalt in Greifswald für Ulrich von Hutten gehabt hat.

Eine direkte Förderung seiner geistigen Entwicklung durch sein dortiges Studium ist kaum anzunehmen. Die damaligen Dozenten der Greifswalder alma mater — wohl alle noch in den Banden der scholastischen Lehrweise — werden dem Schüler der führenden Geister des deutschen Humanismus wenig haben bedeuten können.

Aber durch den Jörn über die Gewalttat der Löße erwachte sein bis dahin schlummerndes Dichtertalent, und eine unbegrenzte Willenskraft trieb ihn fortan den höchsten Zielen zu.

Insofern bildet also sein Aufenthalt in Pommern einen Markstein in der Geschichte seines Lebens.

## Gagen aus dem Kreise Köslin.

Von Dr. Schulz-Köslin.

(Fortsetzung.)

### 58. Ein Franzose sieht verborgene Dinge.

In den Unglücksjahren 1806 und 1807 bekam ein Bauer in einem Dorfe bei Köslin Einquartierung von mehreren Franzosen. Da ihm der Feind vorher schon fast alle seine Vorräte weggeschleppt hatte, so vergrub er das letzte, was er besaß, ein paar Speckseiten, im Garten hinter einem Baum. Der eine Franzose aber konnte mehr als Broteszen, noch den Schatz des armen Landmanns, grub ihn aus und sprach dann zu seinem Wirte: „Vater, schaff mir Brot und Branntwein; für Fleisch werde ich selbst sorgen.“ Der Bauer tat, wie ihm befohlen war. Als sie nun aben, wollte er nichts von dem Speck genießen. Der Franzose aber rief: „Ist nur, Vater, es ist von deinem Fleisch!“ Der Bauer wollte dies jedoch nicht für wahr haben. Da erklärte ihm der Fremde, wenn er wieder einmal etwas vergraben wolle, möge er dies zu einer Zeit tun, die weder Nacht noch Tag sei, und außerdem müsse er ein wenig Schweinedreck mit dabei legen, dann könne kein Mensch den Schatz herausriechen. „Nun“, meinte der Bauer, „dann muß man es wohl beim Zwielicht tun?“ — „Nein“, erwiderte der Franzose, „das würde nichts helfen. Es muß Mittwoch oder Sonnabend geschehen, denn dann ist weder Tag noch Nacht.“ (Aus Krabis, Sahn 445.)

### 59. Wunderbare Errettung eines unschuldig als Hexe verurteilten Mädchens ins Köslin.

Das Gelände, das heute die neu angelegte Hildebrandstraße und das stattliche Lyceumsgebäude einnimmt, war vor etwa zwölf Jahren noch eine ziemlich tief gelegene, fruchtbare Wiese. Sie gehörte dem schon vor Jahrzehnten verstorbenen Landgerichtsrat Hildebrand und wurde deshalb auch nach seinem Namen benannt. Sobald des

Frühsummers die Wiese gemäht war, und das Heu zum Trocknen ausgebreitet dalag, konnte man stets auf Witterungsumschlag, auf eintretenden Regen rechnen. Schon wenn sich die Schnitter auf der Wiese sehen ließen, dann hieß es: „Es wird Regenwetter geben, die Hildebrandsche Wiese wird gemäht.“ Und bereits seit alters her soll die Wiese auf solche Art kommenden Regenwetter verflücht haben. Ueber den Ursprung dieser auffallenden Tatsache berichtet die Sage:

Es war einige Jahre vor dem dreißigjährigen Kriege. Der Hexenabergglaube war damals allgemein im deutschen Vaterlande verbreitet. Da wohnte in unserer Stadt Köslin eine Waise, ein hübschömes, junges Mädchen, das schon frühzeitig den Vater verloren hatte, und das durch seine Armut den jungen Männern die Köpfe verdrehte, obwohl es sitzhaft, bescheiden und ganz zurückgezogen nur für ihr Mütterlein, das ein kleines Anwesen besaß, lebte. Zu allen Leuten war das junge Menschenkind freundlich, jede Annäherung seiner Anbeter und Verehrer wies es zurück. Man weiß nicht, wie sich das Gerücht verbreitete und wer es zuerst aufgebracht hatte; waren es abgewiesene Freier oder waren es Neider, die der Mutter und ihrem Kinde ihr stilles Glück mißgönnten. Genug, das Mädchen wurde plötzlich der Hexerei beschuldigt, es stände mit dem Teufel in Verbindung. Der Prozeß wurde ihm gemacht. Das Verfahren war kurz und grausam. Die Folter probte aus dem armen Wesen alles heraus, was man wissen wollte. Hören die Qualen und Martern der Folter auf, dann widerrief das Mädchen alle Schandtaten, deren Bekundnis man ihm abgezwungen hatte. Es half kein Bitten, kein Flehen, kein Einspruch vernünftiger denkender Menschen. Die Hexenrichter verurteilten das Mädchen zum Tode auf dem Scheiterhaufen. Die Hinrichtungen fanden im Mittelalter öffentlich, entweder auf einer Anhöhe oder auch in einer Einsenkung statt, damit recht viele das graue Schauspiel, das abschreckend wirken sollte, mitanzusehen konnten. — Es war ein schöner Frühsonnertag. Da wurde das Mägdlein zum Hohen Tore unserer Stadt hinausgeführt, um auf jener Wiese, auf der das Heu lag, als Hexe verbrannt zu werden. Vergebens beteuerte es immer wieder seine Unschuld, vergebens flehte um Gerechtigkeit und Gnade mit der Mutter auch der alte, würdige Geistliche, der das Kind einst getauft hatte, der den ganzen Lebensgang der Unglücklichen kannte, und der sie jetzt auf dem letzten, schweren Gange begleitete. Die Richter kannten ja dergleichen und blieben hart. Schon stand das Mädchen gefesselt an dem Brandpfahl, schon flammten ringsum die Reißighaufen und das von der Menge emsig herbeigeschaffte trockene Heu und Stroh auch. — Da setzte, fast aus heiterm Himmel, mit dumpfem Donnerrollen ein kurzer Regenschauer ein, die schon hoch lodern den Flammen verlöschend. Jetzt haben auch einige der herbeigeschäfteten Gaffer um Gnade für das Mädchen. Umsonst. Die große Menge wollte sich das Schauspiel nicht entgehen lassen. Schnell wurde aus den Nachbarhäusern Stroh und trockenes Holz herbeigeschafft und von neuem der tobbringende Brand geschürt. Sei, wie das prasselnd und brennend und glüht! Doch, o Wunder! — mit einem furchtbaren Blitz- und Donner- schlage, der alle Anwesenden erbeben läßt, fällt ein



Plazregen, so gewaltig, wie man ihn bisher kaum erlebt. Die Natur scheint zu rasen. Blitz und Donner sind eins. Es ist, als ob mit dem Regen das Feuer vom Himmel fällt. Die Flammen des Scheiterhaufens erlöschen. Dafür hat in der Stadt der Blitzstrahl an verschiedenen Stellen gezündet. In das Toben der Natur mischt sich das Heulen der Feuer- und Sturmglocke von St. Marien. Ein Murren entsteht im Volk, das immer lauter wird: „Gebt sie frei, sie ist unschuldig!“ erschallt es drohend aus der Menge. Da eilen schon beherzte Leute hinzu, stoßen die Richter, den Senter, die Senferrknechte beiseite und befreien das Mädchen. Man gibt der Ohnmächtigen Wasser, man brinat ihr Wein, man tut alles, um sie wieder ins Leben zurückzurufen. Es gelingt. Die Vermisste war gerettet. Niemand wagte es, sie nochmals zu beschuldigen.

Seit jener Zeit feste in jedem Jahre ein anhaltender Regen ein, sobald auf jener Wiese das Heu lag, gleichsam als wenn Gott alljährlich noch an das himmelschreiende Unrecht erinnern wollte, das die im Wahne und Aberglauben befangene Einwohnerschaft unserer Stadt einstmals auf sich zu laden im Begriff war. (Mitgeteilt durch Oberpostsekretär S. Spielberg-Röslin.)

### 60. Die Freimaurer.

Einmal in jedem Jahr lösen die Freimaurer untereinander. Derjenige, welchen das Los trifft, muß im Verlauf des Jahres sterben; doch kann sich der Betreffende, falls er einen Erbkamman stellt, zweimal vom Tode loskaufen. Trifft ihn das Los zum dritten Male, so ist keine Rettung mehr möglich, und er muß sterben. Einst kam der Gutsherr von Funkenhagen bei Köslin zu dem Stellmacher in Hohenfelde und forderte ihn auf, eine Schrift zu unterschreiben. Obgleich nun der Mann nicht lesen konnte, kam ihm die Sache doch verdächtig vor, und er verweigerte die Unterschrift. Da suchte der Mann von Ort zu Ort, bis er schließlich einen alten, etwas dummen Knecht fand, welcher arglos seinen Namen unter die Schrift setzte. Denselben Nachmittag jedoch bekam er plötzlich so fürchterliche Leibschmerzen, daß er nach wenig Stunden seinen Geist aufgab. Der Gutsherr aber folgte aus Dankbarkeit der Leiche mit allen seinen Freunden. (Sahn 456.)

### 61. Der Teufel auf dem Sarge des Freimaurers.

In Funkenhagen hat früher ein Gutsherr gelebt, der zu den Freimaurern gehörte. Wie er nun gestorben war, wurde er nicht in geweihter Erde auf dem Kirchhofe, sondern im Gutspark begraben. Auf dem Wege dorthin wurde den Trägern die Last des Sarges immer schwerer, weil der Teufel, dem der Tote verfallen war, sich auf den Sarg

gesetzt hatte. Wie die Träger nun auf eine Brücke kamen, da war die Last so schwer, daß die Brücke unter ihnen brach, obwohl noch am Tage vorher schwere Wagen darüber gefahren waren. (Bl. f. pom. Volkst. IV, S. 37, dort mitgeteilt von Rittersgutsbesitzer Treichel-Hoch-Palestinen.) (Fortsetzung folgt.)

## Der Name von Sorenbohm.

Von Prof. D. R n o o p = Stargard.

Herr Dr. Schulz hat im Jahra. 1922 Nr. 12 dieser Blätter auf Grund von Angaben des Professors Dr. Müde eine Deutung des Namens Sorenbohm gegeben, der auf jeden Fall widersprochen werden muß. Der genannte Slawist will den Namen ableiten von einem pomoranisch-wendischen Zarembowie (sc. sedlo) d. i. Siedlung im Verhau, im Walde, das auf den nasalisierten Stamm rab (Sprich: rongh) hauen, aushauen, austoden, zurückgeht. Hierzu gehört der Name des Dorfes Rambin, das also ursprünglich in einer Waldrodung angelegt worden ist. Das Verbum zarabac (Sprich: zarongbatsch) bedeutet nach dem polnischen Wörterbuch: hauen, haften, zerhauen, verhauen, d. i. durch einen Verhau versperren, z. B. einen Weg durch gefällte Bäume versperren; zarab (Sprich: zarongb) ist also eine durch einen Verhau versperrie Stelle. Bei dem Dorfe Labuhn im Kreise Stolp liegt in einer Windung des Stolperstromes eine Wiese, die Zaramm genannt wird (Blätter f. pom. Volkstunde 2, 62). Sie war leicht durch einen Baumverhau abzusperrern und konnte so als Hürde für das Vieh gebraucht werden, als Wollse, wie eine solche Biegung der Melisse bei Treblin (Kr. Rummelsburg) auch genannt wird. Eine ausgehauene, gerodete, gelichtete Stelle im Walde heißt sonst porab (Sprich: porongb), und gerade dies Wort finden wir in Hinterpommern häufig als Flurnamen. So heißt z. B. ein Feld bei Schönwalde im Kreise Stolp der Burremp (Burrem). Es war früher mit großen Eichen bestanden. Eine Schlucht bei Labuhn, jetzt Wiesen, heißt der Poromp, ein früher mit Wald bestandenes bäuerliches Feld bei Karzin im Kreise Stolp der Promfer (Prumfe). In meinem Posener Sagenbuch (1893) wird eine früher bewaldete Stelle bei Rogasen noch jetzt Porombki genannt.

Man mag indessen von der erwähnten Bedeutung des Wortes, die sich ja gegen früher kaum geändert haben wird, absehen. Wer ohne Voreingenommenheit für slawische Ableitungen der Namen Sorenbohm unbefangenen und mit einigem Gefühl für sprachliche Erscheinungen liest und betrachtet, wird schwerlich auf den Gedanken kommen, daß

in diesem in seinen Teilen durchaus haren Wort slawisches Sprachgut stecken könne. Der Name kommt nach Dr. Schulz zuerst im Jahre 1306 urkundlich als S o r e n b o m vor, und zwar in einem Grenzvergleich zwischen dem mächtigen Geschlechte der Borden und dem Kloster Dargun als Eigentümer des Klostergehöftes Bast. Es wird damals schon als villa d. i. Dorf bezeichnet. Leider steht mir die Urkunde selbst nicht zur Verfügung, doch läßt sich vermuten, daß auch das nördlich vor Bast, am Strande sich hinziehende Ufergebiet dem Kloster gehört hat. Nichts gibt uns dann die Berechtigung anzunehmen, daß Sorenbohm damals schon als eine alte wendische Ansiedlung bestanden habe, deren Namen man damals zu germanisieren anfing, wie Herr Dr. Schulz annimmt. Das ganze Strandgebiet bei Bast war am Anfang des 14. Jahrhunderts wohl noch unbebaut; die Dörfer Funkenhagen und Bauerhufen, zwischen denen Sorenbohm liegt, sind offenbar noch später gegründet worden als Sorenbohm, sind, wie ihre Namen sagen, deutsche Gründungen in noch unbebautem Gebiet, und so ist auch Sorenbohm erst kurz vor 1306 in unbebautem Strandgebiet gegründet worden, ob von den Borden, ob vom Kloster aus, ob durch Vermittelung des etwas weiter von der Ostsee entfernten Klostergutes Bast, läßt sich ohne Kenntnis der Quellen nicht sagen. Eine wissenschaftliche Untersuchung der Urkunde würde für die Geschichte von Sorenbohm gewiß interessante Aufschlüsse ergeben.

Zum zweiten Male wurde der Name im Jahre 1309 erwähnt, und zwar in der Form S u h r e n b o u m, die ebenfalls nichts Slawisches an sich trägt, wohl aber auf hochdeutsche Schreibung (ou für o oder au) hinweist. Ein Schreibfehler in den Namensformen Sorenbohm und Suhrenboom, wie Herr Dr. Schulz auf Grund des vorgeblichen Zarembowne annehmen möchte, kann doch unmöglich vorliegen; aus einem zufälligen Schreibfehler, der doch in der Urkunde verborgen bleibt und kaum noch von jemand gesehen und gelesen wird, kann sich niemals eine allgemein geltende, volkstümliche Namensform entwickeln, und der Name des Ortes heißt ja heute noch genau so wie bei seinem ersten Auftreten. Ein verführerisches Sorenhoven (germanisiert aus Zarembowne!) konnte sich nur zu Sorenhof, Sorenhofen, Sorenhufen entwickeln nie zu Sorenbohm, Sorenbohm. Und Soren sollte aus Zarem entstanden sein? Das ist, wenn Zarembohm als Grundform angesehen wird, sprechlich unmöglich. Die leichte slawische Vorsilbe Za konnte nie in ein volles, langes „so“ (su) übergehen, und ebenso wenig konnte der schwere slawische Stamm rengb (reimb) zu einem abgeschliffenen, leichten, kurzen, unbetonten „ren“ werden bezw. schon 1306 geworden sein. Der Name widerstrebt jedem slawi-

## An geweihter Stätte.

Wanderbilder aus der Heimat von Max Esch.

Die Stätten, an denen große Männer geweiht, in denen sie Erholung nach ihren Taten gesucht, sind uns lieb und wert geworden, sie haben durch den Geist, der in und auf ihnen gewohnt, gleichsam ihre Weihe erhalten und erfüllen uns mit Ehrfurcht, wenn wir durch sie gehen. Auch wir in unserm Hinterpommern haben eine solche Stätte, die durch das Wirken des größten Staatsmannes aller Zeiten, durch Fürst Otto von Bismarck, für uns zu einem Provinzialwallfahrtsort geworden ist, zu dem alljährlich Tausende pilgern, um Einblick in die Schaffensstätte unseres großen Landmannes zu nehmen. Lange ruhen die sterblichen Reste des eisernen Kanzlers fern von der pommerschen Heimat im Sachsenwalde, aber noch immer wird die Ueberlieferung an seinen Ersterher und ersten Bewohner in dem stillen Barzin gepflegt. In dieser großen Bestimmung, die von der Wipper bis an die Grabow reicht und die Fürst Bismarck durch Ankauf mehrerer Güter auf gegen eine Quadratmeile Fläche abrundete, suchte und fand Bismarck Ruhe und Erholung nach den aufreibenden Staatsgeschäften. Hier waren oftmals auch andere große Staatsmänner bei dem Fürsten auf Besuch, und noch heute weht jedem ein eigener Hauch aus dem schlichten Gutsaufe und dem prächtigen

Parke entgegen, ist es doch gleichsam heiliges Land, auf dem wir wandeln.

Barzin ist über Hammermühle, an der Stolp-Rummelsburg-Neustettiner Bahnlinie gelegen, bequem mit der Eisenbahn zu erreichen. Der von Westen kommende Reisende muß in Schlame in den Biltower Zug steigen, um in Zollbrück in den Stolp-Rummelsburger zu kehren. Die Bahn führt ins Wippertal hinein bis Hammermühle erreicht ist, eine der größten Papierfabriken des ganzen naben deutschen Ostens. Das am Fuße einer bewaldeten Hügelwelle in der Barziner Forst gelegene Unternehmen mit seinen hohen Fabriken war ursprünglich ein Wasserhammerwerk, es gehörte mit zum Gute Barzin bis die Nachkommen des Fürsten Bismarck — Barzin ging nach dessen Tode an die grälische Linie über — alle Gebäude der Aktiengesellschaft käuflich überließen. Es soll das aber erst, wenn ich richtig unterrichtet worden bin, während des oder nach dem Kriege geschehen sein. Auch die große Papierfabrik in Rathsdamm im oberen Stolpetale gehört der Barziner Papierfabrik-Aktiengesellschaft. Fürst Bismarck ließ, nachdem er 1867 Barzin käuflich erworben hatte, die alte Hammermühle in eine Pappfabrik von einem Kösliner Fabrikanten einrichten und nach und nach vergrößern. Der Betrieb wurde von dem Fürsten verpachtet, die Fabrikation konnte aber erst vergrößert werden, als 1886 ein Brand die alte Fabrikanlage zerstörte. Nach diesem Brande ließ

der Fürst die Fabrik beträchtlich größer aufbauen und 1889 übernahm eine Aktiengesellschaft die Papierfabrikation, die nach und nach Weltruf erlangte und der Arbeiterschaft der ganzen Gegend Lohnenden Verdienst geben konnte. Sie zahlte kurz vor dem Kriege über 90 000 Mark jährliche Pacht für die Gebäude an die Gutsheerrschaft in Barzin. Nach dem nahen Gutsdarfe führt eine Chaussee, aber auch durch den schönen Hochwald bringen uns schattige Wege dorthin. Ueber Berg und Tal gelangt man so in kurzer Zeit auf die Barziner Höhe, von der man den Blick über die ganze Gegend schweifen lassen kann. Vor uns im Talteßel liegt das freundliche Dorf mit seinen lauderen Fachwerk- und Steinhäusern unter Strohdach oder Ziegeldächern, umsäumt von waldigen Höhen und dem Schloßparke. Das Barziner Gutschloß erhebt sich am Ende des Dorfes auf einer niedrigen Hügelwelle. Mit seinen schmucklosen Gebäuden- und Erkerbauten verschwindet es beinahe im Grün hoher Fichten, Kiefern, Eichen, Buchen und Birken. Rechts erblickt das Auge Wiesen, bewellte Ackerflächen, Teiche und dunklen Nadelwald als Abschluß. Von dem zu unsern Füßen liegenden Dorfe heben sich einige stattliche Gehöfte ab, sonst ist Klein- und Mittelstandswirtschaft hier neben dem Gute zu Hause, auch viele Arbeiter aus dem nahen Hammermühle haben hier ein Unterkommen erhalten.

Sehenswert ist der gegen 600 Morgen große



sehen Deutungsversuch, weil er eben deutsch ist. Man halte auch die Formen Borem, Purremp, Purrem, Pormp dazu!

Sorenbohm ist tatsächlich aus Joor (trocken) und Boom (Baum) zusammengesetzt; aber nicht an einen einzelnen trockenen Baum, der etwa dort gestanden, wird zu denken sein, sondern die Stelle, wo der neue Ort kurz vor 1306 angelegt wurde, hieß „bi (to) den Jooeren Bomen“ (nicht Bömen, da der Umlaut damals im Niederdeutschen noch nicht vorhanden war). Wir haben hier dieselbe Art der Namenbildung wie bei Langenhagen, Breitenfelde u. a. Ueber die trockenen Bäume aber belehrt uns Herr Dr. Schütz selbst, wenn er a. a. O. sagt: „Wir wissen, daß der Strand bei Sorenbohm früher viel weiter seewärts lag. Noch heute werden bei großen Sturmfluten oft große Moorplacken angeschwemmt, und daß dies heute überschwemmte Land früher bewaldet war, zeigen uns die ebenfalls nach Sturmfluten hier und da aus dem Strandland freigespülten mächtigen Eichenstämme.“ Dort also, wo das alte Sorenbohm aufgebaut wurde, lagen am Strande entlang auch die alten, trockenen, von den Sturmfluten entwurzelten Baumriesen aufgeschwemmt, nach denen das Dorf seinen Namen empfing. Sie wegzuschaffen und zu verwerten, war auch Kolonisationsarbeit, und vielleicht waren gerade die Bewohner des Stranddorfs Sorenbohm dazu bestimmt, diese zu leisten.

## Gegen u. a. über die Stadt Stolp.

Von Schlachthofdirektor Werner = Stolp.

Am Mühlentor in Stolp befindet sich ein großer, sehr dicker und unscheinbarer Kerl (d. h. schmutzig, sich beschmutzend, besonders von Kindern), der Christoph genannt. Er ist der Schmelzer aller Kinder, die zum ersten Male vom Lande in die Stadt kommen. Alle Tage, so erzählten unterwegs die Eltern ihren Kindern, wird er mit Erbsen und frischem Schweinefleisch gefüttert, und zwar gebraucht er zu jeder Mahlzeit eine große Wulst. Da er von dem vielen und fetten Essen stets den Durchfall hat, ist er fortwährend von oben bis unten beschmutzt. Diesen schmutzigen Gefellen muß man die Kinder auf eine gewisse Stelle küssen oder gar ganz rein lecken. Sind sie aber erst über die Mühlenbrücke (jetzige Marxshallbrücke) gekommen, ohne daß der Christoph sie bemerkt, so ist alle Gefahr vorüber, denn dann hat der Christoph nicht mehr das Recht, jene Arbeit von ihnen zu verlangen. Auch in der Ritzower Gegend hat man einen Christoph.

Schloßpark mit seinen alten Bäumen und seiner Szenerie. Er umgibt nicht nur das Schloß, sondern auch das Dorf in der Richtung von West nach Ost. Alles, was die Gegend im großen bietet, treffen wir in kleineren Ausmaßen im Parke an. Besonders hat die nordische Natur hier ihre Gaben ausgebreitet. Wiesen- und Moorflächen, das zwischen Sumpfe, marmelnde Bachlein im Talgrunde dahinehend, eingefast von Hügeln, knorrige Eichen, starke Buchen, hochragende Fichten, die nordischen Tannen, schlante Birken, unsere nordischen Palmen, Kiefern mit schirmartigen Kronen, die nordischen Pinien, dazwischen stellenweise dichtes Unterholz, und auf dem Waldboden ein prächtiger Blütenkron bilden den Aufbau des schönen Naturhoms, in dem es jubiliert und schallt vom Morgen bis in den Abend: Vogelklang in allen Variationen, Gesurr und Gebrumm der leichtbeschwingten Schar der Insekten, vermischt mit den grellen Blütenkron der Zapfen, umarmt von den vollen Mollatorden der Froschhöre. So behält der Besucher dieses wunderbare Erdenstückchen im Gedächtnis, in dem einst der eiserne Kanzler so gern gewohnt, ja das er zum Teil erst geschaffen hat.

Sein Lieblingsaufenthalt war der sagenumwobene Richtigberg, auf dem in alten Zeiten, nach der Sage, sich eine Richtigstätte befunden haben soll. Verbrecher fallen hier — wie Frau Saga wissen will — in eine tiefe Grube geworfen worden sein. Satten sie sich daraus nach mühevoller Kletterei

## Das Holstenthor in Stolp.

Das Holstenthor, welches 1610 mitten in der Stadt abbrannte, aber wieder aufgebaut und in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgerissen wurde, soll seinen Namen von einem geizigen Bürger namens Holst oder Holz gehabt haben, welcher 2 Scheffel hatte, einen großen zum Einkauf und einen kleinen zum Verkauf. Deshalb mußte er zur Strafe den Teil der Stadtmauer vom Tor bis an den damaligen Gefangenenturm bauen. Bei diesem Turm sollen aber auf der Mauer in den beiden Mündungen die beiden Scheffel zum Andenken eingemauert worden sein.

\*

Stolp ist als Kassubenhauptstadt beschränkt, wie es denn auch eine Kassubenstraße aufzuweisen hat.

\*

Von Stolp gibt folgender Spottvers:

Wo kommen denn alle Kaschuben her?

Es gibt sovieler, wie Sand am Meer.

Aus Stolp! Aus Stolp! Aus Stolp!

\*

Von Stolp und den benachbarten Meinen Städten heißt es:

Stolp is ne Stadt,

Lauenburg noch wat,

Witow is en Fleck,

Reba is en Dref.

\*

Beißt jemand nach Stolp, so wird ihm geraten, er solle dort nicht tanzen; denn da tanzt man mit Stolpern.

J. D. Knoop, Volksagen zc. a. d. östl. Hinterpommern. Posen 1885.

\*

## Von dem letzten Hexenprozeß in Stolp.

Von einem unbekanntem Autor findet sich im Pommerschen Archiv der Wissenschaften und des Geschmades, Stettin 1784, folgende Mitteilung: „Die letzten Spuren, welche ich in Stolp von gestraften Hexen antrefse, sehen in meinem Fragment, wo es zu 1706 also lautet:

Den 12. Januar sind die beiden eingezeichneten Hexen, die alte und junge Carlische, wiederum aus dem Gefängnis gelassen, nachdem dieselben durch 2 Urteile endlich aus dem Rgl. Stangardischen Schöppensstuhl und tuenechtst von der Jenseitigen Juristen Fakultät lebendig absolviert worden, abgesehen sie beyde gegen einander bekandt, daß sie hexen könnten; die alt Carlische

befreit und mochten durch den Wald entfliehen, dann fielen sie am Fuße des Berges wilden Pferden zum Opfer, die dort in fester Umsäumung gehalten wurden. So treffen wir also auch hier im ruhigen Borsin auf ein Stückchen altgermanischen Wodansult, wie er in der Richtigbergfage lebendig geblieben ist.

Heute freilich erinnert nichts an die angebliche Bedeutung des Richtigberges. Hohe Föhren schaukeln ihre Kronen im Winde, und junger Buchenwald strebt nach dem Berggipfel zu. Zwischen dem Richtigberge und dem sogenannten Schiefen Berge führt die Bekwiter Straße hindurch. Von dem letzteren hat man eine schöne Rundschau über die ganze Gegend. Vor uns im Tale liegt das Dorf Bekwitz mit seinem kleinen Kirchlein, den anheimelnden Fachwerkgiebeln unter Strohdach und Ziegelwächern, dem großen Gutshofe mit seinen sauberen Gebäuden und dem grünen Baumkranz rund herum. Weiter schweifen die Blicke bis nach den Tecklipper Höhen, kurz, es ist ein gar liebliches Stückchen pommerscher Erde, das wir hier erschauen.

Die Borsiner Besitzung, rund 32 000 Morgen groß, besteht zu fast zwei Dritteln aus Wald und nur zu einem Drittel aus Ader und Wiesen. Sie wird von der Wipper und Grabow im Osten bezw. im Westen begrenzt. Fürst Bismarck erstand sie im Jahre 1867 von Adalbert von Blumenthal und rundete sie durch Zukauf des Gutes Seelitz und des Ritterguts Alt-Charow zu der heutigen Größe ab.

Die Junge gelehret, die Junge von der alten gelernt, beydenseits umhergekauft und Gott abgeschworen und Teufels Zeichen gehabt, die alte Carlische auch ihre Bekennnis in der Tortur unter Daumenschrauben erhartet und hernach dabei beständig gelitten, auch gebethen, daß sie mit dem Feuer möchte beschonet, und mit dem Schwert gerichtet werden.

Zu 1707 den 13. und 14. Jan. ist die junge Hexe gereicht aufm Rathhause, aber sie ist bey ihrer in actis gethanen Bekennnis beständig gelitten, bey dieser Reichtung ist zugegen gewesen Senator Placobornius v. Secr. Braunschweig.

NB. Hierbei daß der Stadthunne ab officio remotivet worden, weil er die Hexe nicht hat peitischen wollen.

Den 16. Jan. wardt die alte Hexe die Menche um Rator (= Hertenstnecht) auffm Wagen geführt und also, kraft der Hellmstedtischen Urtheil verwiesen, welches dabey zu notieren, daß die alte Hexe sich ordentlich auff den Wagen gesetzt, der Rator aber sie herumgehohlet und rücklings gesetzt: Sieh, so mußst du alte Hexe sitzen, und also dieselbe rücklings zum Tor hinaus unter vielen Zuschaueren bis nach Mantow geführt undt sie daselbst abgeladen.

Wie muß sich das Mensch, wenn es irgend Ambition gehabt, nicht darüber geängert haben, daß sie rücklings aus der Stadt gefahren worden; ihr Trost mochte sein, daß sie die Thürme der Stadt, wo sie so schön Hexen gelernt und umgekauft worden, desto länger mit ihren rothen Augen begaffen können.

## Volkskundliche Miscellen.

Von Erbläusen, volnischen Säusen und vom Spulen.

Von Hans Findeisen.

Wir hatten einmal ein Dienstmädchen. Das war ehrlich und fromm und verheiratete sich. Dabei stammte es aus den Zerichower Kreisen und zwar aus Detershagen bei Burg (nordöstlich von Magdeburg). Es streckte voll von allerlei Volkswissen und erzählte auch recht treuherzig davon: „Ich hatte einmal Läuse gehabt. Nein, jetzt habe ich keine mehr (und sie hatte wahrhaftig keine), als ich noch klein war! Und die Läuse wollten nicht fortgehen. Kein Mittel narkte, kein Petroleum, kein Essig, kein Goldgeist... meine Haare wurden immer fruppiger und weniger.

„Einmal nun kommt die Fleischerfrau zu unser Muttern und fragt, ob ich nicht beim Zickenshüten mit auf ihr kleines Kind aufpassen könnte, sie müsse

Drei Brennereten und eine Molkerei befinden sich in den verschiedenen Gütern, die sämtlich in hohem Kulturstande gehalten sind. Auch der ausgedehnte Hochwald erfährt eine sehr pflegliche Behandlung. Er beherbergt einen reichen Wildstand, namentlich auch Hirsche und Schwarzwild. Leider aber richten letztere zuweilen großen Schaden an den Feldfrüchten an, und da das unvernünftige Getier noch keinen Unterschied zwischen bäuerlichen und herrschaftlichen Läckern zu machen weiß, wollen die Klagen der Kleinbesitzer über den Wildschaden nicht verstummen, sodas die Gutsverwaltung alljährlich beträchtliche Summen dafür aufzubringen hat.

Man muß es ihr aber dank wissen, daß sie die grobe Pflanzung mit samt dem Gutshause und dem Parke in den Zustande erhält, in dem sie sich befanden, als Deutschlands großer Kanzler hier seinen Lieblingsaufenthalt nahm, über ihm die Wipfel der hohen Bäume rauschten, wenn er mit seinen beiden großen Doggen durch den Park wanderte. Auch heute rauschen die Kronen der Bäume das alte Lied, aber es ist anders geworden, die gleiche Melodie will nicht erklingen wie zu Bismarcks Zeiten, ist es doch, als ob eine Trauerklage durch die Wipfel raunt über Deutschlands Unglück. Bang und sehnsuchtsvoll klingt die Trauermelodie, wild verzweifelt erhebt sich die Frage, ob denn kein zweiter Bismarck dem deutschen Volke erstehen will, es aus dem Sumpfe empor ans Licht zu führen, neuen glänzenderen Tagen entgegen.



etwas in der Stadt besorgen. Ich gehe mit, um das Kind zu holen, und unterwegs, da guckt sie mich so an und sieht, daß ich Ungeziefer an mir habe.“ „Daß doch mal sehen, was das für Läuse sind,“ sagte sie. Ich erzählte ihr nun, daß wir sie nicht forttriegen, und bei sich zu Hause nahin sie eine Lupe und betrachtete eine davon näher. „Ja“, rief sie dann aus, „das ist auch kein Wunder, daß die Läuse nicht weggehen, das sind ja auch Erb-läuse! Also, wenn du die wegstriegest, dann mußt du, wenn wieder einer stirbt, eine auf den Sargdedel legen, und wenn dann die Leiche ver- geht und die eine Maus mit, also nach ungefähr einem halben Jahr, so gehen die andern von ganz allein weg. Man muß aber den festen Glauben daran haben, sonst geht es nicht.“ — „Und wirk- lich“, so erzählte unsere Elfriede, „nach einem Jahre waren meine Läuse ganz weg, und die Mäusen flo- gen mir nur so aus den Haaren.“

„Hören Sie“, sagte ich da, „was sind nun aber Erb-läuse?“ — „Ach, das wissen Sie nicht?“ und ich dachte, die hat jeder mal! Die Erb-läuse sind groß und grau und haben einen schwarzen Fleck auf dem Rücken, und die gehn nur so weg, denn die hat einem jemand mit Absicht angesteht; die andern kriegt man ja schnell mit Essig weg.“

Diese kleinen Tierchen sind aber nicht nur in den Jerichower Kreisen zu finden, man trifft sie zum Beispiel auch noch in Pommern. Ich will zum Beweise dieser Behauptung nur ein Näslein mitteilen, das meiner Sammlung von Volksüber- lieferungen entnommen ist und von Sighen auf Rügen kommt:

Hinnern Loben (Ofen) staohn 'n poor Klaoben (Kloben),

Upn Klaoben steht 'n Rump,  
Upn Rump steht 'n Trechter,  
Upn Trechter steht 'n Kleber (Nieder),  
Upn Kleber steht 'n Kleber,  
Upn Kleber steht 'n Wasch  
Un door marschirt jung und alt.  
(Der Mensch.)

Eine besondere Art unter den Läusen ist auch die „polnische Maus“. Von dieser erzählt uns Ulrich Zahn in seinen „Volksmärchen aus Pom- mern und Rügen“ (S. 68), und zwar heißt es dort: „Wenn die mit den Füllhörnern wackelt, so ist es erschrecklich anzusehen, und wenn sie sich satt gefressen hat, so steckt sie sich eine Biarre in den Mund und raucht und bläst den Dampf durch die Nase.“

J. F. Werbach, der verdienstvolle Geschichts- schreiber der Stadt Calau in der Niederlausitz, schrieb im Jahre 1833 auf Seite 183 seines Ge- schichtswerkes nach einigen Worten über „die geis- tige Finsternis, welche ganz Deutschland bis tief in das 16., ja sogar teilweise bis ins 17. Jahrhun- dert hinauf umhüllte: „Noch 1764 behauptete der Maurer, welcher das Primarii Beuerlein Grab vor dem Altare der deutschen Kirche zumauerte, von einem Gespenst Besuch erhalten zu haben, und that darüber eine feyerliche Aussage zu Protocoll.“ — Nun, wenn sich in dem Glauben an Geister und Gespenster wirklich eine so tiefe geistige Finsternis zeigen sollte, so lebten wir in einem nachtschwarzen Dunkel ohne irgend einen Lichtblick.“

Der Volksglaube an Gespenster ist alle Jahr- hunderte hindurch lebendig geblieben, und auch heute ist er nicht ausgestorben. Folgende Geschichte, die mir im Sommer 1921 von einem Schäfer auf der Insel Hiddensee erzählt worden ist, mag als Beleg dafür gelten:

Die schwarze Dame zwischen Röslin und Nonnendorf.

Am dem Kreuzweg zwischen Nonnendorf und Röslin ist es nicht geheuer. Da spukt eine schwarze Dame herum, die Vorsetzen verwünscht worden ist. Einem fürwichtigen Schneidergesellen ist es dort ein- mal übel ergangen. Er wollte zum Kartenspiel nach Röslin, und das war gerade der Weg, an dem das Gespenst zu erscheinen pflegte. Trotz der War- nungen der Alten ließ er sich nicht von seinem Vor- haben abbringen. Unterwegs erschien ihm die schwarze Dame. In seiner Angst versprach er ihr, sie zu erlösen und sich um Mitternacht wieder an dem Kreuzwege einzufinden. Nun hatte er aber getrunken und das Versprechen, das er dem Geiste gegeben, vergessen. Morgens gegen vier Uhr wachte er schließ- lich nach Hause. Das Gespenst ließ nichts

von sich hören noch sehen, und heitroß über den glücklichen Ausgang seines Abenteuers kam er wie- der in Nonnendorf an.

Als er seine Geschichte erzählte, waren sich alle Leute darüber einig, daß er nie wieder den Spul- weg betreten dürfe. Wirklich versprach er es auch, da er aber leichtsinnig war und auch das Karten- spiel nicht lassen konnte, vergaß er bald seinen Wortbruch, und in einer stürmischen Herbstnacht, als er dem Biele wieder ein wenig zu viel zuge- sprochen hatte, ging er unvermerkt wieder auf dem Wege, auf dem ihm die schwarze Dame erschienen war. Nicht lange war er gegangen, als er plötzlich eine schallende Ohrkeise erhielt. — Drei Tage spä- ter war er tot.

## Von den Jung', de Muscht halen sull.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Die Geschichte von „den Jung', de Muscht wickels halen sull“, ist nicht neu. Schon in den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, Große Ausgabe, 2. Band Nr. 143, finden wir unter dem Titel „up Reissen gohn“ eine Erzählung, die sich in ihrer Anlage mit der vorliegenden deckt; indessen sind doch so viele Verschiedenhei- ten, namentlich in Bezug auf die Einleitung, der Anfang und den Schluß vorhanden, daß die nachfolgende Erzählung den Anspruch auf Selbstständigkeit hehlt. Die hier mitgeteilte Fassung der Erzählung ist im Jahre 1832 von dem Kantor Reiske in Budow (Kr. Stolp) ni- gezeichnet und mit der Ueberschrift „Schnurre vor einem dummen Bauerjungen“ versehen worden. Es ist kein Zweifel, daß sie aus dem Volksmunde geschöpft und ohne weitere Zutaten oder Abänderungen der mündlichen Volksüber- lieferung nachgezählt ist. Veröffentlichung wird die Geschichte unseres Wissens hier zum ersten Male. Die Orthographie des Originals ist des besseren Verständnisses wegen an einigen Stel- len geändert worden.

Ein sehr dumm Jung, hei heit Haas (Hans), heint hi einem Hallsauer, dei twei Beerb hädd. Van disse twei ulle Beerb was eint 'ne Kobbel (Stute); dei würd krank, un nu frau dei Wört (Wirt) siemen Naber um Rat; dei jäd em so: „Dat Du ma ut dei Aptheill för eine Grosche Muscht hale; dat ward sehr wol helpla.“

Nu schickt dieß Bauer siene Junge nah de Stadt un jäd em: „Bergett Du nich, wat Du halle jacht.“ Dem Haas was hang, dat hei dit vergäte müdd, un jäd unnerwegs immer för sich: „För na Groscha Muscht! För na Groscha Muscht!“

As hei e Flach vom Döpp was, fischte twei Reerls up einem See. As dei dit hörde, dachte sei, hei münscht ehr, dat sei muscht funge sull, un läupe em hoffig nah un schlänge em de Jach vull un jäd em: „Sägg Du leiwert: Morge war wi mehr fangal!“

Nu bergatt dei dumme Haas dat Worb „Musch!“ un jäd immer: „Morge war wi mehr fangal!“ In diesem Säggen kann hei an ein Döpp, wo dei Scharpichter na Würder uphinga muß. As hei dit hörd, dat dei Jung immer jäd: „Morge war wi mehr fangal“, gaff hei em 'ne Beiwotes un jäd em: „Sägg Du leiwert: Gott sei mir Sünder gnädig!“

In diesen Schillen bergatt Haas vom Mehr- fanga un jäd immer: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Nu kann hei an ein ander Döpp, wo dei Schin- ner hörd, dat hei immer jäd: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ prügelt hei em döck un be- lehrt em, dat hei leiwert sägge sull: „Du stinkend Was un Luder!“

Wi disseß Prügel bergatt dei dumme Haas wedder dat „Gott sei mir gnädig!“ un jäd im- mer: „Du stinkend Was un Luder!“ Mit diesem Schimpfen kann hei näher an de Stadt, wa ein Handwerksburch mit siener Diebsten spaziere ging. As hei dit hört, frau hei dem Junge: „Wat plapperst Du, Dummerjahn! Du schimpst miener Diebsten? Di fall de krumm Noi hale!“ un schlang dei Junga un jäd em: „Sag lieber: Das ist meine Lust und Freude!“

As hei nu wedder het Prügel frege, bergatt hei dat Schimpfen un jäd dafür: „Das ist meine Lust und Freude!“ Mit disse Wörda kann hei in dei Wörstadt un ging an drei Jungs vör- bi, dei sich schlänge. As dei Eratejungs dit hörde, leite sei sich los un klabasterte em düchtig un jäd: „Wat, Du Schubjack, Du freust Di daröver, dat wi os bi de Matte hulla? Sägg Du leiwert: Reiß aneinander!“

Mit diesem Beiwort bergatt Haas wedder dei vörig Wörde un jäd nu, as hei in de Stadt ging: „Reiß aneinander!“ Nu kann hei vör de Schausterbude vörbi. Dei Schauster tröck Bißdracht, de oft reet. As hei Haas' siene Wörde hörde, dachte hei, de Dracht reet darum so sehr, wtel de Jung em dat münscht. Mit einem Mal jatt e Pfeiffier mit siemer Sparrenema em up dem Buckel un dreschd em so, dat em dat Hören un Seihna berging, un jäd em: „Sägg Du lei- wter mehrmal muscht!“

Nu kann dei dumme Haas tum grote Glück enblich wedder up dat Worb „Musch“, wat hei in dei Aptheill för de krank Kobbel löpe sull. As hei nu da ankam, fodert hei: „Für ne Grosche Muscht!“ Dei Aptheiller lacht em ut und frau, woför dat sull. — „Nö, för de krank Kobbel!“ — De Aptheiller, de immer för alles Rat nett, gaff em Kobbeldruppa (Kobbeltropfen). Nu läup Haas, wat hei lope kann, wedder nah Hums. As hei da ankam, was de Kobbel all doh.

## Heimatbücherei.

Stralsund.

Aus Anlaß der Niederdeutschen Woche,

die heute zu Ende gegangen ist, hat die Zeitschrift „Unser Pommernland“ ihre Mai-Juni-Num- mer zu einem Sonderheft Stralsund aus- gestaltet. Das Heft ist außerordentlich reichhaltig und bringt viel Neues und Interessantes. Ein- geleitet wird es durch einen plattdeutschen Aufsatz Hermann Claetis über „De nige niderdütsch Bewägung in Vorpommern“. Dr. Berthold Carl- berg-Greifswald schildert Bestellung und Aus- bau des „Stadtkernes von Stralsund“. „Aus Stralsunds Geschichte“ plaudert Konrad Maß, Dr. Wehrmann-Stargard beschreib „Stral- sund vor 400 Jahren“; Prof. Dr. B. Schülke- Greifswald schreibt über die „Stralsunder Nikolai- kirche“. Weiter sind noch zu erwähnen Aufsätze über „Stralsunds Klöster“ (Dipl. Ing. Heinrich M ange l), „Stralsunder Bürgerbauten“ (Dr. F. Adler), „Stralsund in neueren Selbstbiographien von E. M. Arndt bis C. L. Schleich“ (Dr. Erich Gilsow), „Die Stralsunder Jagenzfabrik“ (Dr. Richard Marsson-Greifswald), „Das Wirtschafts- leben Stralsunds“ (Handelskammersekretär Dr. Kurt Palme und „Der Blutregen in Stralsund“ (Prof. Dr. A. Haas). In Stralsunder Blatt ver- teilt Erik W ä h n k e von „Frik Reuter un Stral- sund“ und Hedwig Roda k - Maß bringt 'ne litte Geschicht „De Fischer un sine Frau“. Das ist aber bei weitem nicht alles, was das Heft bietet, das überdies mit reichhaltigem und ausgezeichnetem Bilderschmuck versehen ist. Das Heft bringt ferner noch eine von Philipp Greischer vertonte Dich- tung „Wir siind de Nederdütschen“ von Walter Schröder, ein Volkslied aus dem Jahre 1628 „Arnheim und die Stadt Stralsund“, Pommersche Lyrik, Heimatchronik und dann noch die Beilage „Plattdütsch Sprak un Ort“.

800 Jahre Christentum in Pommern. Im näch- sten Jahre werden 800 Jahre vergangen sein, seit- dem Bischof Otto von Bamberg in unserer Hei- matprovinz das Christentum eingeführt hat. Be- kanntlich kam der Pommernapostel auf seiner Be- lehrungsreise von Wollin aus auch in unsere Ge- gend und legte sowohl in Kolberg wie Belgard den Grund zu Kirchengründungen. Soweit jene Er- eignisse ihren Niederschlag in unserer Volkslage gefunden haben, hat der und auch aus reichen Bei- trägen zu unserem Heimatblatt bekannte Vor- sager Prof. Dr. Haas das Material in einer Schrift „Bischof Otto von Bamberg in der pommerschen Volkslage“ (erschienen im Evangel. Prekerverband Stettin) gesammelt.